

Literatur-Rundschau

Herbert Riehl-Heyse: Das tägliche Gegengift. Reportagen und Essays 1972–2003. Herausgegeben von Gernot Sittner. München: Süddeutsche Zeitung Edition 2008, 478 Seiten, 24,90 Euro.

Hans Ulrich Kempinski berichtet. Große Reportagen eines legendären Journalisten. Herausgegeben von Gernot Sittner. München: Süddeutsche Zeitung Edition 2009, 480 Seiten, 24,90 Euro.

„Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze“, schreibt Schiller im Prolog zu seinem Drama „Wallenstein“. Ein ähnliches Schicksal könnte auch den Journalismus treffen, der sich – schon von der Etymologie her – dem Tage widmet. Journalisten sind die Tagebuchschreiber der Gesellschaft. Dass ihre Werke nicht in Vergessenheit geraten, dafür sorgt insbesondere ein Medium, das deutlich haltbarer ist als die flüchtigen „Tagblätter“, für die sie gearbeitet haben: das Medium Buch. Schon deshalb ist es zu begrüßen, dass zunehmend Anthologien und Sammelbände erscheinen, die ihre Werke für die Nachwelt dokumentieren.

Langjährige Leser der „Süddeutschen Zeitung“ erinnern sich noch gut an die brillanten Beiträge von Herbert Riehl-Heyse – und es gibt nicht wenige, die diesen Autor, der 2003 im Alter von 62 Jahren einem

Krebsleiden erlag, stark vermissen. Umso erfreulicher, dass ausgewählte Reportagen und Essays von ihm aus drei Jahrzehnten jetzt in einem neuen Sammelband vorliegen.

Riehl-Heyse hat alle publizistischen Disziplinen meisterhaft beherrscht: vom Kurzstreckenlauf der pointierten Glosse über die große Reportage bis zum Marathon des Bücherschreibens. Sein Markenzeichen war die gelungene Mischung von Nähe und Distanz: die genaue Beobachtung, die Verknüpfung des Besonderen mit dem Allgemeinen, der analytische Blick und die ethische Reflexion, die immer auch den Zweifel mit einschloss. Ein Autor, der Ereignisse als Symptome für Entwicklungen sah, ein kritischer Kopf ohne die Selbstherrlichkeit des Besserwissers, der der Gesellschaft immerzu pharisäerhaft die Leviten liest.

Herausgeber Gernot Sittner hat 59 Texte von ihm ausgewählt. Sie sind locker sortiert in zehn Kapiteln und dort jeweils in chronologischer Folge abgedruckt. Die frühen Reportagen gehen häufig aus von inszenierten Ereignissen (Parteitag, Wahlkampf, Demonstration) und weiten sich manchmal zu Porträts des politischen Führungspersonals: Strauß, Brandt, Schmidt, Kohl, Schäping, Lafontaine, Merkel – sie alle haben hier ihren Auftritt. Aber auch die „Diener mit Macht über

die Mächtigen“ finden Aufmerksamkeit, die Ratgeber, Referenten und Redenschreiber. Und der sozial sensible Beobachter porträtiert nicht nur die „feine Gesellschaft“, sondern recherchiert auch in problematischen Zonen wie Wohlstands-kriminalität, Arbeitslosigkeit und Massenuniversität.

Dieser Reporter ignoriert die Schubladen der klassischen Ressorts: Seine Neugier gilt sowohl der Politik und der Wirtschaft als auch dem Sport und der Kultur. Dieter Hildebrandt und Uwe Dick, August Everding und Hans Rosenthal, Wolf Biermann und Joseph Beuys, Ute Lemper und Günter Grass werden ebenso zum Thema wie Gerhard Polt, die Biermösl Blos‘n und die Passauer Kleinkunst-Szene. Gerade die späten Essays beschäftigen sich immer wieder mit zweifelhaften Medienentwicklungen: dem Diktat der Beschleunigung, den Grenzverletzungen im Unterhaltungsfernsehen, den Gefährdungen des Qualitätsjournalismus.

Herbert Riehl-Heyse hat wie kaum ein anderer seiner Berufskollegen die subjektive Perspektive kultiviert. Ein Kenner seines Werkes vermisst in diesem Band vor allem solche Beiträge, die er – entgegen den Empfehlungen der journalistischen Ratgeberliteratur – in der Ich-Form geschrieben hat. Etwa die Schilderung der Erfahrungen bei einem Surf-Kurs am Gardasee („Nach Torbole der Balance wegen“, 1981) oder im Robinson-Club auf Ibiza („Die Arbeiter vom Erlebnisdienst“, 1982). Er vermisst auch Beiträge, in denen der Reporter, um die Distanz des Beobachters darzustellen, von sich selbst in der dritten Person spricht (etwa die vorweihnachtliche Situationsbeschreibung der Familie R.: „Stefanie, Tobias

und der Bericht aus Bonn“, 1979). Hier wurde das Stilmittel der Ironie, das diesen Autor in besonderer Weise auszeichnet, virtuos angewandt. Und er vermisst eine Auswahl der „Streiflichter“ und Feuilletons im typischen Riehl-Heyse-Sound.

Der neue Sammelband ist ansprechend gestaltet (Hardcover, Lesebändchen, farbige Vorsatzblätter am Beginn der Kapitel), lässt aber inhaltlich manche Wünsche offen: Es fehlen präzise Quellennachweise, bio-/bibliographische Angaben zum Autor und ein Register. Dies gilt auch für die zweite hier anzugehende Anthologie, die aber immerhin ein Personenverzeichnis enthält.

„Hans Ulrich Kempinski berichtet“ – der Titel nimmt die Formel auf, mit dem die Beiträge des langjährigen Chefredakteurs der „Süddeutschen Zeitung“ jeweils angekündigt wurden. Seine Spezialität waren weit ausholende Reportagen, die häufig die Seite Drei füllten. Sein Berichtsfeld war die Welt: Die ausgewählten Texte sind entstanden in Moskau, New York, Paris, Lissabon, Nicosia, Budapest, Wien, Reykjavík, Madrid, Johannesburg, Havanna, Sydney, Peking und anderswo.

Der Eröffnungsbeitrag vom 11. September 1955 schildert Adenauers Besuch in Moskau, bei dem es dem deutschen Bundeskanzler gelang, die Freilassung der letzten Kriegsgefangenen zu erreichen. Dieser Reporter hat hauptsächlich die Haupt- und Staatsaktionen im Blick: Er ist Augenzeuge bei den Gipfeltreffen der Großmächte, beim Begräbnis von John F. Kennedy, beim Sturz der Diktatur in Portugal und bei der Wende in Ungarn. Die Akteure heißen Chruschtschow und de Gaulle, Breschnew und Nixon, Reagan und Gorbatschow. Kempinski beschreibt ihre Begegnungen mit

sensiblem Gespür für die Atmosphäre und mit einem genauen Blick auf Details.

Wichtiger als Ideologien und programmatiche Konzepte sind die handelnden Personen für Kempinski, der am 30. Dezember 2007 im Alter von 85 Jahren gestorben ist. Das dritte Kapitel („Herrscher, Spieler, Rebellen …“) enthält Porträts von Politikern ganz unterschiedlichen Zuschnitts: Makarios, Franco, Salazar, Golda Meir, Kreisky, Juan Carlos, Deng Xiaoping, Jelzin. Und das Buch insgesamt dokumentiert epochale Ereignisse der Nachkriegszeit.

Schopenhauer hat die Zeitungen als „Sekundenzeiger der Geschichte“ charakterisiert. Die Beiträge in beiden Büchern sind gute Beispiele für die Treffsicherheit dieses Urteils. Herbert Riehl-Heyse liefert wichtige Erkenntnisse für eine Soziologie von unten. Hans Ulrich Kempinski präsentiert eine Geschichte der Nachkriegszeit in Momentaufnahmen. Diese Anthologien liefern an- und aufregenden Lesestoff für alle politisch und sozial interessierten Zeitgenossen. Und für Journalistik-Studenten sowieso.

Walter Hömberg, Eichstätt

Anna-Katharina Lienau: Gebete im Internet. Eine praktisch-theologische Untersuchung. Erlangen: Christliche Publizistik Verlag 2009 (=Studien zur christlichen Publizistik, Band 17), 542 Seiten, 25,00 Euro.

Nach den Fürbitten wird gemeinsam das Vaterunser gebetet, „wobei immer einer der Seelsorger ‚vorbetet‘, d.h. zeilenweise das Vaterunser in den Chat schreibt, während die anderen ebenfalls zeilenweise ‚nach-tippend beten‘“ (S. 214). Diese wohl

bei vielen zumindest unterschwellig vorhandene Vorstellung von Gebet im Internet wird durch die an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster eingereichte Dissertation von Anna-Katharina Lienau deutlicher ausdifferenziert.

Dazu erörtert die Studienreferendarin für Geschichte und Evangelische Religion die Begriffe „Kommunikation“, „Gemeinschaft“ und „Medien“, um die besondere Kommunikationssituation von Beten im Internet beschreiben zu können. Sie nimmt v.a. schriftbasierte computervermittelte Kommunikation in den Blick, die virtuell ist und damit die realen Raum- und Zeitgegebenheiten der Internetnutzer verändert: Die Internetbeter sind beispielweise im eigenen Wohnzimmer und gleichzeitig in der Kapelle im Internet. Für das Gebet im Internet scheint dadurch u.a. eine gesunkene Hemmschwelle (Niedrigschwelligkeit) bei der Kontaktaufnahme (Anonymität) interessante Perspektiven für kirchliche Angebote zu ermöglichen. Abrundend referiert sie in diesem Kapitel ein medienökologisches Rahmenmodell, das die Grundlage für ihre acht Arbeitsthesen abgibt.

Daraufhin wendet die Verfasserin auf einer allgemeinen Ebene ein Modell von primären (v.a. lebensweltlichen Erfahrungen in der Abstammungsgemeinschaft) und sekundären Religionserfahrungen (Offenbarung Gottes in Jesus Christus, welche die spezifisch kritisch-reflexive Funktion des christlichen Glaubens ausmacht) auf das Gebet an. Dabei werden fragliche Aspekte des Betens im Internet zusammengetragen, wie z.B. die Bedeutung des Skripturalen, konkrete Veränderungen für die individuelle Frömmigkeit, die kommunikative

Ebene zwischen Gott, Mensch und Mitmensch, die Bedeutung von Gebetsgesten sowie vom privaten und öffentlichen Bereich.

Daran schließt sich eine qualitative Untersuchung von Gebeten im Internet an, ausgewertet mit der Grounded Theory. Nach einer Typologie von Angeboten zum Beten im Internet, die Gebetssammlungen und Informationen, Gebet über virtuelle Andachtsräume, Anleitung zum Beten, Gebetsanliegen per E-Mail bekommen bzw. versenden und verschiedene Gebetsgemeinschaften umfasst, werden zwei Internetauftritte genauer untersucht: www.gebetsanliegen.de und www.kirche-in-not.de. Als Datengrundlage werden Transkripte von privaten Gebetsanliegen einer Woche (13. bis 19.2.2008) in der Fastenzeit mit dem Valentinstag verwendet.

Eine Skizze des methodischen Vorgehens, eine Begründung der Fallauswahl und eine Angabe der Gütekriterien des qualitativen Forschungsvorhabens erfolgt nicht. Ohne das Problem der Darstellung qualitativer Forschung außer Acht zu lassen, wäre doch eine stärker nachvollziehbare Entwicklung der dargestellten Kategorien des empirischen Forschungsgangs notwendig gewesen, um einer gegenstands begründeten oder gegenstandsverankerten Theorie, so die deutsche Übersetzung von Grounded Theory, gerecht zu werden. Inhaltlich werden das Formulieren von Fürbitten auf entsprechenden Internetseiten, virtuelles Kerzen anzünden und Antwort schreiben bzw. Antwortbekommen können als konkrete Neuerung des Betens im Internet ausgemacht, welche spirituelle Handlungen fördern können.

Sechs leitfadengestützte problemzentrierte Interviews im Chat, durchgeführt zwischen März und Mai 2008, werden ebenfalls mit dem Analyse-Instrument Grounded Theory ausgewertet. Inhaltlich wird durch die Interviews anschaulicher, was alles unter Gebet im Internet gefasst wird: Beispielsweise kann man tatsächlich während des Tippen beten oder der User kann vorhandene Angebote lediglich als Form der Dokumentations- und Kommunikationshilfe nutzen, sein persönliches Gebet aber außerhalb des Internets und damit offline verrichten. Die veränderten Kommunikationsbedingungen zeigen sich z. B. bei Gesten, die beim Offline-Gebet ausgeführt werden: Hände falten und Augen schließen werden beim Tippen als eher störend wahrgenommen. Diese Beispiele mögen verdeutlichen, dass Menschen, die das Internet als wesentlichen Bestandteil ihrer persönlichen Gebetspraxis nutzen, eigene Gebetsformen entwickeln, welche die Verfasserin ansatzweise herauszuarbeiten versucht.

Ein Fazit der Arbeit erfolgt im letzten Kapitel, in welchem die eingangs aufgeführten Arbeitsthesen als bestätigt angenommen werden. Wesentliche lauten: „Das Internet ist zum Alltagsmedium geworden, dem Vertrauen in Bezug auf sehr private Dinge entgegengebracht wird. [...] Die durch das Verschriftlichen entstehende Verzögerung in der Kommunikation kann für das Beten im Internet günstige Folgen haben und zeigt Parallelen zwischen computervermittelter Kommunikation und der Kommunikation im Gebet auf. [...] Durch ein habitualisiertes Gebetsverhalten und das Treffen auf andere Personen mit ähnlichem Verhalten entstehen persönliche Begegnungen im Gebet, die durch

gemeinsame Teilhabe am Gebet und Engagement füreinander den Stellenwert einer Gebetsgemeinschaft erlangen können. [...] Die Anonymität und Niederschwelligkeit stellen eine Chance für ‚Gebetseinsteiger‘ oder auch ‚Gebetswiedereinsteiger‘ dar, das Gebet als Kommunikationskompetenz in einem geschützten Erprobungsraum (wieder) zu lernen. [...] Die entstandenen Gemeinschaften werden durch die grundlegende Form des Betens im Internet als Kirche konkret“ (S. 385f.). Diese Thesen mögen die Tendenz der Arbeit widerspiegeln, v. a. die Chancen des Gebets im Internet in den Blick zu bekommen. Mögliche Gefahren werden kaum thematisiert. So ist es sicher sinnvoll, Gebet im Internet auch als Lebensbewältigungsstrategie anzusehen, doch fraglich scheint z. B., ob das Internet für Internetsüchtige das richtige Medium sein kann.

Da die neuen Medien für bestimmte Menschen und insbesondere für Jugendliche eine zeitgemäße Form der Kommunikation sind, muss sich die Kirche fragen, wie sie hier auch in Bezug auf Gebet sinnvoll mitwirken kann, ohne die realen Gebetserfahrungen zu vernachlässigen. Darauf aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst dieser explorativ ausgerichteten Studie.

Manfred Riegger, Augsburg

Benjamin Ziemann: Sozialgeschichte der Religion. Von der Reformation bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag 2009 (=Historische Einführungen, Band 6), 189 Seiten, 16,90 Euro.

Einen Überblick über die wichtigsten Begriffe und Konzepte der Sozialgeschichte der Religion in der Neu-

zeit, also von der Reformation im 16. Jahrhundert bis zur weitgehend säkularen Gesellschaft der Gegenwart zu bieten, ist das Vorhaben des an der britischen Universität Sheffield lehrenden Historikers Benjamin Ziemann. Schwerpunkte sind dabei zum einen Forschungen zur Transformation der Religion im 16./17. sowie im 19. Jahrhundert, zum anderen Katholizismus und Protestantismus und das Judentum. Regional konzentriert sich die Studie auf den deutschsprachigen Raum, England, Frankreich und die USA.

Besondere Stärken zeigt die Darstellung in mehrfacher Hinsicht. Ziemann vertritt keine „Schule“, sondern setzt sich differenziert mit Stärken und Schwächen verschiedener historischer Ansätze zur Erforschung der Religion insbesondere mit den Spannungen zwischen sozial- und kulturhistorischen Ansätzen oder konfessioneller Kirchengeschichte auseinander. Er weckt dabei auch das Bewusstsein für wissenschaftstheoretische Fragestellungen. Kritisch bedacht und gewürdigt wird beispielsweise die Frage nach der sozialgeschichtlichen Außenperspektive auf Religion und einem theologisch argumentierenden Selbstverständnis. Der Studie gelingt es, den Spagat zwischen notwendiger theoretischer Begriffsarbeit („Religion“, historische Prozessbegriffe zur Interpretation von Transformationsbegriffen wie z. B. „Säkularisierung“) und empirischer Forschung zu halten und für das schwierige Zusammenspiel beider produktiv zu sensibilisieren.

Eine kritische und differenziertere Auseinandersetzung mit ausgewählten Prozessbegriffen zur Interpretation historischen Wandels („Säkularisierung“, „Konfessionalisierung“, „Organisationsbildung“),

inklusive eigener, produktiv die Forschung weiterführender Ergebnisse und Thesen dazu („Säkularisierung ist eine Reaktion auf Veränderungen in der Form gesellschaftlicher Differenzierung“) macht das Buch interessant für die kultur- und sozialwissenschaftliche Erforschung zeitgenössischer Religion. Ein Mangel an historischer Perspektive verführt hier allzu oft zu anachronistischen Fehlschlüssen, etwa in der Einschätzung dessen, was man „unsichtbare Religion“ oder „Wiederkehr der Religion“ nennt.

Ertragreich ist Ziemanns Konzept der Dimensionen religiöser Vergesellschaftung (Rollen- und Berufe, Geschlecht, Medien) nicht nur für die Geschichtswissenschaft, sondern für alle Wissenschaften, die sich mit Religion befassen. Dass er dabei daran erinnert, dass Religion als Institution, als Organisation neben allen Individualisierungsprozessen der Gegenwart nach wie vor eine aktive wichtige Rolle spielt, ist ein besonderes Verdienst seiner ausdifferenzierenden Wahrnehmung des religiösen Feldes.

Schwächen zeigt die Studie in Bezug auf das Vorhaben, „den christlichen Konfessionen“ und dem Judentum gerecht zu werden. Forschungsergebnisse aus dem protestantischen Raum dominieren. Die Sozialgeschichte des Katholizismus ist mitunter recht holzschnittartig dargestellt. Das Judentum wird nur sehr exemplarisch und selektiv beschrieben. Die Orthodoxie fehlt zur Gänze. Das fehlende Thema Islam ist ihm selbst bewusst, was er mit Forschungsmangel begründet. Was die Einführung in die wichtigste Literatur, in die „großen“ Theorien der Religion angeht, wäre etwas mehr Struktur und Detailreichtum hilfreich gewesen.

Zweifelsohne gelingt es dem Verfasser, eine kompakte Einführung in sein Fach zu geben, konkret und anschaulich Forschungsergebnisse darzustellen sowie aktuell diskutierte Theorien, Forschungsfragen und eigene Ansätze aufzubereiten. Auch der nicht einschlägig vorgebildete Leser erhält ausreichend kompetente Anregungen, sich selbstständig auf weitere Forschungsreisen zu machen. Das übersichtliche und kompakte Literaturverzeichnis gibt dazu die Möglichkeit. Zugleich hat man am Ende der Lektüre einen Überblick über die großen Entwicklungstrends der Religion seit der Reformation gewonnen. Und die Fülle der Forschungsderivate, die Ziemann aufzeigt, ist nicht nur anregend für Einsteiger/innen ins Fach.

Regina Polak, Wien

Peter Szyszka/Dagmar Schütte/Katharina Urbahn: *Public Relations in Deutschland. Eine empirische Studie zum Berufsfeld Öffentlichkeitsarbeit*. Konstanz: UVK 2009 (=Forschungsfeld Kommunikation, Band 23), 358 Seiten, 34,00 Euro.

Präsentiert werden Ergebnisse einer PR-Berufsfeldbefragung aus den Jahren 2003/04. Nicht das Berufsfeld insgesamt wurde erforscht, sondern speziell das Segment „Wirtschaftskommunikation“, das wenig trennscharf zu anderen Segmenten als „PR- und Corporate-Communication-Aktionen von Unternehmen, Wirtschaftsverbänden und PR-Agenturen“ (S. 11) definiert wird. Für dieses Segment legt die Studie wichtige und z. T. auch hoch interessante Befunde vor. Die Möglichkeit, mit dieser Studie erstmals zwischen PR-Profis auf der Auftraggeber-

(Unternehmen und Verbände) und solchen auf der Auftragnehmerseite (Agenturen) zu vergleichen, wurde allerdings nicht konsequent wahrgenommen. Zu dieser Frage wäre die baldige Veröffentlichung einer zusätzlichen Detailanalyse wünschenswert. Obwohl die Autoren mit der Studie explizit einen Beitrag dazu leisten wollen „auch die Entwicklung des PR-Berufsfeldes nachvollziehbar zu machen“ (S. 13), findet ein systematischer Vergleich insbesondere mit den Daten von Böckelmann (1988), der seinerzeit erstmals in Deutschland speziell auch die Segmente Wirtschaft und Verbände untersucht hatte, nicht statt. Nicht für alle Erhebungsspekte, aber doch für etliche wäre das gut möglich gewesen.

Zur theoretischen Grundlegung der Studie entscheiden sich die Autoren „unter Bezugnahme auf Luhmanns Organisation und Entscheidung (2000)“ für „einen organisational-systemtheoretischen Ansatz“ (S. 34, 38). Der konkrete Zusammenhang zur Operationalisierung des erklärten Erkenntnisinteresses wird aber nicht verdeutlicht. Verräterisch ist die Feststellung: „In der Zusammenfassung der Arbeit, [sic!] dient er [der Ansatz] später zur Systematisierung zentraler Befunde“ (S. 34). Hier wird indirekt zugegeben, dass der gewählte Ansatz wohl weniger der Operationalisierung der Erhebung diente. Damit verlieren aber viele Informationen des theoretischen Teils ihre erkenntnisgenerierende Relevanz für die Befragung. Das Gleiche gilt für die unter der irreführenden Kapitelüberschrift „Ableitungen für die Untersuchung“ gemachten Ausführungen zum Stakeholderansatz. Der Versuch, aus diesem Ansatz ein Modell abzuleiten, mit dem das „po-

tenzielle Aufgabenfeld von Public-Relations-Management/PR-Arbeit für Organisationen der Wirtschaft“ (S. 56) eingegrenzt werden soll, ist nicht überzeugend; es bleibt offen, welche Vorteile dieser Ansatz im Vergleich zu anderen für diesen Zweck hat.

Ein weiteres Defizit der theoretischen Grundlegung ist die sehr selektive und schlecht begründete Auswahl an Vorgängerstudien, an die sich die Autoren anlehnen. In diesem Zusammenhang die Berufsfeldstudien von Röttger (2000) und Wienand (2003) als Untersuchungen zu bezeichnen, die das „PR-Berufsfeld in seiner Breite untersucht haben“ (S. 64), ist schlichtweg falsch. Dass die wichtigen Böckelmann-Studien nicht aufgearbeitet wurden, wurde bereits erwähnt. Auch die bisher einzige repräsentative PR-Berufsfeldstudie in Deutschland von Fröhlich, Peters und Simmelbauer (2005) gehört nicht zu den Vorgängerstudien, an die die Autoren anknüpfen. Sie begründen dies damit, dass sie „vorrangig organisations- oder institutionenbezogene Aspekte mit Blick auf die Funktionalisierung von PR-Arbeit in der Organisationspraxis“ (S. 34) untersuchen. Erstens dürfte man sich mit dieser Begründung auch nicht an die Berufsfeldstudien von Bentele et al. (2005, 2007) anlehnen, was aber geschieht. Und zweitens wurden auch in der Studie von Fröhlich et al. explizit organisations- und institutionenbezogene Aspekte erhoben – unter anderem eben auch zu Unternehmen, Verbänden und Agenturen.

Hier drängt sich ein Verdacht auf: Die Feldphase von Szyszka et al. liegt im Zeitraum 2003/04, also vor Erscheinen von Fröhlich et al. An der Veröffentlichung der Ergebnisse

haben die Verfasser nach eigenen Angaben im Vorwort erst wieder ab 2007 gearbeitet. Für eine Ausrichtung der Operationalisierung an der Vorgängerstudie von Fröhlich et al. war es da zu spät. Da empirische Befunde schnell altern, setzte das Autorenteam deshalb wohl eher auf ein rasches Vorantreiben der Druckvorlage als auf Sorgfalt bei der Aufarbeitung des Forschungsstandes. Dieser Verdacht erhärtet sich bei der Lektüre jenes Kapitels, in dem einzelne Befunde mit Daten von Fröhlich et al. verglichen werden: Hier kommt es zu etlichen Fehlern. So wird z. B. der Frauenanteil in der PR-Branche nach Fröhlich et al. mit 64 Prozent angegeben; richtig muss es heißen 53 Prozent. Oder: Die Autoren verwechseln die Definition von Managerrolle und hierarchischer (Führungs-)Position bei Fröhlich et al. und interpretieren deshalb falsch.

Auch die Informationen zur Operationalisierung sind defizitär. So sind Angaben zur Bildung der Grundgesamtheit und Samples sowie zum Feldzugang vor allem beim Agentursegment unvollständig. Die gerade mal zwei Absätze umfassende Dokumentation der Datenbankerstellung informiert nicht über die konkreten Auswahlkriterien, Falldefinitionen und verwendete Quellen. Offen bleibt auch, an wen der postalisch versendete Fragebogen letztendlich adressiert war (Organisation/Agentur insgesamt – evtl. mit der Bitte um interne Weiterleitung an geeignete Personen – oder namentlich an einen spezifischen Ansprechpartner?).

In die Auswertung flossen insgesamt 715 Fragebögen ein. Im letzten Ergebniskapitel ist aber plötzlich von „3588 PR-Mitarbeiter(n)“ die Rede, für die „über alle drei Teil-

studien hinweg [...] Alter und Geschlecht erfasst wurden“ (S. 271). Diese wundersame Vermehrung wird nirgends erklärt. Zahlreiche weitere gravierende handwerkliche Defizite schmälern die Gültigkeit und Güte von Studie und Publikation zusätzlich. Dazu gehören unter anderem Systematisierungsfehler wie etwa die Diskussion von Operationalisierungsaspekten mitten im Theorie- anstatt im Methodenteil, die Konkretisierung des Erkenntnisinteresses und Präsentation der forschungsleitenden Fragen lange vor Abschluss der Theoriediskussion, Trennschärfeprobleme zwischen einzelnen Kapiteln („PR-Berufsfeldforschung“, „Stand der PR-Forschung“, „Forschungsansätze“) oder irreführende beziehungsweise falsche Kapitelüberschriften wie z. B. 1.6 „Untersuchungsanlage“, wo es gar nicht um die Untersuchungsanlage geht, oder 1.7 „Aufbau der Studie“, wo nicht der Aufbau der Studie, sondern Aufbau und Gliederung des Buches beschrieben werden.

Ärgerlich ist auch der unsystematische und z. T. falsche Einsatz der Begriffe „Sample“, „Stichprobe“, „Rücklauf“ und „Rücklaufquote“, widersprüchliche Angaben zum Belebungsverfahren, Trennschärfeprobleme bei Erhebungsdimensionen (z. B. „Handlungsfelder“ vs. „PR-Aktivitäten“, S. 115, 123), uneinheitliche, unvollständige und fehlerhafte Abbildungstitel und -beschriftungen (z. B. Abb. 8-3, 8-13, 10-1), unsinnige Liniendiagramme (z. B. Abb. 9-1), falscher Einsatz von mathematischen Zeichen (Abb. 5-25) sowie zu viele sprachliche und stilistische Unschärfen (z. B. „ehrenamtlich“ als Gegensatz zu „hauptamtlich“; „Kommunikationsbereich“ statt „Kommunikationsbranche“). Und

dass Erhebungsinstrumente nicht mit veröffentlicht werden, ist eine ärgerliche Unsitte.

Sonja B. Lorenz, München

Franzisca Weder: Organisationskommunikation und PR. Wien: facultas. wuv Universitätsverlag 2009 (=UTB, Band 3308), 224 Seiten, 18,90 Euro.

Das vorliegende Werk ist ein Lehrbuch zur „Einführung in das Forschungsfeld Organisationskommunikation“ (im Folgenden abgekürzt als OK). Den Gegenstandsbereich OK bezeichnet Weder mal als Fach oder Fachbereich (sic!), mal als Forschungs- oder Untersuchungsbereich oder Forschungsfeld, und auch die Begriffe „Disziplin“ und „Bereich der Kommunikationswissenschaft“ kommen hier vor. Bis zum Schluss gelingt es der Autorin nicht, hier Klarheit zu schaffen. Der trennscharfe Umgang mit Begriffen ist ohnehin nicht die Stärke dieses Buches, wie bereits der Titel vermuten lässt. So wird das Problem des genauen begrifflichen Verhältnisses/Zusammenhangs zwischen PR und OK (an anderer Stelle auch Unternehmenskommunikation) bis zum Schluss nicht mit einem überzeugenden Ergebnis bearbeitet – auch nicht in den Kapiteln „Organisationskommunikation und PR“ oder „Aktuelles Verständnis von OK“.

In einem grundlegenden Theoriekapitel werden zu Beginn unter der missverständlichen Überschrift „Analytisches Instrumentarium“ (S. 23ff.) makro-, meso- und mikrotheoretische Theorien und Modelle vorgestellt, die für das Verständnis des Verhaltens und Handelns von Organisationen hilfreich sind – so z. B. Luhmanns Systemtheorie,

Habermas' Handlungstheorie oder der akteurszentrierte Institutionализmus nach Mayntz. Das geschieht überwiegend deskriptiv; eine durchgängige Anbindung an das Thema OK fehlt, weshalb vor allem Studierenden hier Verknüpfungsprobleme haben dürften. Dieses Manko wird dadurch verstärkt, dass im hieran anschließenden zweiten Theoriekapitel – ziemlich nichtssagend mit „Organisationskommunikation und PR“ (S. 50ff.) überschrieben – keine wirklich stringent erkenntnisleitende Anknüpfung und Verschränkung an die theoretische Grundlegung erfolgt.

Hier geht es zunächst um die „Wurzeln“ der Forschung zu OK im anglo-amerikanischen Raum und in Europa, wobei im Wesentlichen eine knappe synoptische Aufarbeitung wichtiger Forschungsarbeiten erfolgt. Weder erläutert allerdings die Kriterien ihrer Auswahl nicht explizit genug. Dass sie hier auch die Forschung zum Verhältnis PR/Journalismus, die ja nicht unbedingt zwingend als originäre Forschung über OK verstanden werden muss, vergleichsweise ausführlich vorstellt, überrascht und wird nicht weiter erklärt. Im Kapitel zum „Aktuellen Verständnis von OK“ (S. 73ff.) will Weder schließlich einige Grundbegriffe erläutern, unterscheidet dann aber selbst nicht zwischen Verständnis von OK (oder meint sie PR?), Definitionen für Öffentlichkeitsarbeit oder Funktionen von PR. Ganz problematisch wird es, wenn in der Synopse referierte Werke und Autoren inhaltlich falsch referiert werden (z. B. Fröhlich auf S. 79).

Die Gliederung ist auf den ersten Blick (ins Inhaltsverzeichnis) übersichtlich, tatsächlich aber stellt sie sich beim Durcharbeiten des Werkes als höchst verwirrend heraus.

So gibt es inhaltliche Überschneidungen und Wiederholungen, die Zuordnung inhaltlicher Aspekte zu einzelnen Gliederungspunkten ist nicht immer logisch (z. B. „kommunikationswissenschaftliches Verständnis“ als Abschnitt im Kapitel „wirtschaftswissenschaftliche Perspektive“). Der Orientierung abträglich ist auch die Tatsache, dass Kapiteliüberschriften z. T. mehrfach vorkommen – z. B. mal mit und mal ohne Fragezeichen. In den drei Hauptkapiteln über Kommunikation (1) „in“, (2) „aus“ und (3) „um“ Organisationen (S. 107-173) machen die gewählten Gliederungspunkte einen hoch selektiven Eindruck, der nicht weiter begründet wird. Warum z. B. gibt es nur im Kapitel „Kommunikation aus Organisationen“ einen Abschnitt zum Thema „Strategische Kommunikation“, nicht aber im Kapitel „Kommunikation in Organisationen“? Hoch selektiv ist auch die Liste der Ausbildungsinstitutionen am Ende im Serviceteil, die darüber hinaus auch formale Fehler enthält. Warum es da wer in die Liste geschafft hat, bleibt unklar.

Eine gute Idee sind die sogenannten „Infoboxen“, in denen die Autorin manchmal besonders komplexe Aspekte zusammenfassend auf den Punkt bringt oder Begriffe näher definiert. Leider findet das Prinzip der Infoboxen keine durchgängige Anwendung (zwischen den Kapiteln 2.2.2 und 4.1.2 gibt es gar keine), ihre Funktionen sind z. T. sehr unterschiedlich und erschließen sich manchmal auch gar nicht. In einigen herrscht ein derart telegrammatischer Stil, dass Studierende ihre liebe Not haben dürften, zu verstehen, was gemeint ist. Lobenswert sind die „Literaturtipps“ am Ende jedes Unterkapitels. Warum aber finden sich nicht alle der

hier gelisteten Literaturtipps auch in der Gesamt-Literaturliste des Buches?

Dem Lehrbuchcharakter hätte es außerdem gut entsprochen, einen Autoren- und Schlagwörterindex zu erstellen. Richtig ärgerlich aber – besonders für ein Lehrbuch mit vorwiegend studentischer Leserschaft – sind die vielen formalen Fehler darunter auch gravierende Belegfehler (z. B. S. 10, 30, 31, 99). Dazu zählen des Weiteren sprachliche Defizite, zahlreiche Syntaxfehler und eine haarsträubende Zeichensetzung. Dadurch kommt es durchgängig zu Verständnisproblemen (zum Beispiel: „[D]er Weg zum Kommunikationsmanagement [...] führt [...] die PR-Forschung nicht zu einer Erweiterung, zu einem Forschungsfeld Organisationskommunikation“ oder „[d]ementsprechend definiert Mast [...] das Forschungsfeld OK als den Untersuchungsbereich, der die Beziehungen zwischen Organisationsformen und Kommunikationsprozessen untersucht [...], erweitert wird um Organisationsprozesse und Kommunikationsstrukturen (sic!)“ (S. 23)). Einem guten Verständnis abträglich ist auch die Tatsache, dass zahlreiche Abbildungen unzureichend im Fließtext erläutert werden, zuweilen sogar völlig ohne Erläuterung bleiben.

Insgesamt macht das Werk den Eindruck, als basiere es auf einem etwas zusammen gewürfelten Seminarkonzept, das nur halbherzig durchkonzipiert ist. Die vielen formalen und sprachlichen Defizite lassen darauf schließen, dass es darüber hinaus mit überaus heißer Nadel gestrickt wurde, also keine systematische redaktionelle Arbeit stattgefunden hat – für ein Lehrbuch sehr betrüblich.

Romy Fröhlich, München

Thomas Roessing: Öffentliche Meinung – die Erforschung der Schweigespirale. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2009, 316 Seiten, 44,00 Euro.

„Unter öffentlicher Meinung versteht man wertgeladene, insbesondere moralisch aufgeladene Meinungen und Verhaltensweisen, die man [...] öffentlich zeigen muss, wenn man sich nicht isolieren will [...].“ Mit diesem Zitat aus Elisabeth Noelle-Neumanns „Die Schweigespirale“ beginnt Thomas Roessing seine Dissertation. Genauso sachlich-nüchtern benennt er dann die Grundzüge von Noelle-Neumanns Theorie.

Rund 25 Jahre früher begann meine eigene Dissertation damit, das Spannungsfeld zu umreißen, in dem die Schweigespirale seit den siebziger Jahren diskutiert worden war. Das reichte von bewundernder Zustimmung („möglicherweise der einzige weiterführende Anstoß aus den letzten 20 Jahren internationaler Kommunikationswissenschaft, der einmal den Rang einer Theorie im eigentlichen Sinne dieses Wortes wird beanspruchen können“ von Michael Schmolke) bis hin zu vehementer Ablehnung („Quatsch mit wissenschaftlicher Soße“ von Peter Atteslander).

In den achtziger Jahren war die Schweigespirale in Deutschland eine der umstrittensten Theorien der Kommunikations-/Sozialwissenschaften. Dabei drehte sich ein nicht unbeträchtlicher Teil der Diskussion gar nicht so sehr um die potenziellen Vorteile oder Unzulänglichkeiten einer wissenschaftlichen Arbeit, sondern machte sich fest an der Person, die wie kaum eine andere Sozialwissenschaftlerin öffentlich präsent war als Wahlforscherin und Beraterin einer politischen Partei und ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse immer sehr stark in Zusammenhang dieser politischen Partei interpretierte und damit natürlich die wissenschaftliche und auch die öffentliche Diskussion stark polarisierte. In den USA fehlte dieser Zusammenhang und entsprechend neutraler wurde die Schweigespirale dort rezipiert. Dabei bewegten sich viele Beiträge – vor allem die deutschen – auf empirisch eher dünnem Eis. In erster Linie wurden die von Noelle-Neumann selbst vorgelegten Ergebnisse lang und breit diskutiert. Kaum einer, vor allem keiner ihrer Kritiker, hat eigene empirische Untersuchungen zu dem Thema vorgelegt. Die einzigen Untersuchungen zu dem Thema stammten aus den USA.

Diese Situation hat sich offensichtlich grundlegend geändert. Zum einen scheint der Diskurs um die Schweigespirale deutlich weniger kontrovers abzulaufen als vor 25 Jahren, und zum anderen gibt es genügend empirische Arbeiten, die Noelle-Neumanns Theorie überprüfen, die die Grundlage für Roessings Arbeit sind. Explizit will er nicht die Frage beantworten, „ob die Theorie der öffentlichen Meinung richtig oder falsch ist. Ziel ist vielmehr aufzuzeigen, wo es starke und weniger starke Ansätze auf dem Weg zu verlässlichen empirischen Tests der Theorie gibt.“

Der Fundus an internationalem Studien, die unterschiedliche Aspekte der Schweigespirale beleuchten, ist umfangreich. Roessing konzentriert sich dabei auf die Arbeiten, die die zentralen Elemente der Noelle-Neumann'schen Theorie überprüfen: Meinungsklimawahrnehmung und Redebereitschaft.

Roessing gibt nicht nur einen umfassenden Überblick über die unterschiedlichen Anfänge, diese beiden Themenkomplexe zu operationalisieren. Er diskutiert ausführlich die Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Fragestellungen, wägt grundsätzlich diverse klassische Verfahren der empirischen Sozialforschung ab und räumt auch der Darstellung von Basisbegriffen der empirischen Sozialforschung Platz ein. Zudem diskutiert er kenntnisreich unterschiedliche Theoriebegriffe. Das gibt in der Tat einen interessanten Ein- und Überblick zu erkenntnistheoretischen Prozessen im Allgemeinen und in die aktuelle Forschung zu dem Thema Schweigespirale im Besonderen. Und an der einen oder anderen Stelle wird auch versucht, Ausblicke auf angemessene zukünftige Konzepte der Schweigespiralenforschung zu geben.

Schade ist, dass weiterführende, einfache Informationen zu den vorgestellten Studien nicht geliefert oder diskutiert werden, wie z. B. die Verteilung nach Geschlecht, Alter und auch Bildung bei den Rebereiten und den Schweig samen. Man kann jetzt leider nur mutmaßen, dass Bildung und auch Alter nicht ganz einflusslos auf die Ergebnisse wären. Diesen Mangel kann man Roessing nicht vorwerfen. Wahrscheinlich waren zusätzliche Auswertungen der mitunter nicht ganz aktuellen Daten nicht mehr zu realisieren.

Roessing tut alles, um die besprochenen Arbeiten akademisch angemessen einzurordnen, diskutiert ausführlich die Vor- und Nachteile der diversen vorgestellten Fragestellungen, wie etwa Looking-Glass-Perception oder soziale Wünschbarkeit. Gleichzeitig ver-

misst man als jemand, der alltäglich mit Medienforschung befasst ist, dann doch so etwas wie ganz einfache Studiensteckbriefe, die Auskunft über Grundgesamtheit, Stichprobe und Art und Weise der Befragung geben. Nicht nur Fragestellungen allein können in der Tat Ergebnisse beeinflussen, mindestens so einflussreich dürfte z. B. die Tatsache sein, ob Befragte aus einem Online-Panel stammen und quasi schriftlich befragt oder, ob sie Face-to-Face von einem Interviewer befragt wurden und wie sorgfältig eine Stichprobe gezogen wurde.

Auch der mitunter etwas schwachen Fallzahlbasis in einigen Darstellungen wird wenig Beachtung geschenkt. Kleinkarierte Einwände von jemandem, der Medien- und Sozialforschung als Tagesgeschäft betreibt und sich daher mit der theoretischen Herleitung von Untersuchungsansätzen und Fragestellungen eher nicht zu lange aufhält/aufhalten kann? Viele Dinge, die auch in der vorliegenden Arbeit umfassend diskutiert werden, sind in diesem Tagesgeschäft Handwerk, dessen Vor- und Nachteile man kennt und nicht weiter erörtern muss, zum Beispiel, dass man Ergebnisse die auf einer Fallzahlbasis von deutlich weniger als 100 Fällen nicht mehr großartigen Interpretationen unterziehen sollte.

Man legt dann dafür mehr Wert darauf, Daten unter unterschiedlichsten Aspekten auszuwerten, die auf den ersten Blick vielleicht erst mal nichts mit den aufgestellten Hypothesen zu tun haben, die aber bei der Interpretation durchaus zielführend sein können. Das ist eher pragmatisch als theoriegeleitet, von Nachteil muss das nicht sein. Und ganz ehrlich, Mediennutzung ist in Deutschland auf

sehr hohem methodischen Niveau darstellbar, und das getrennt nach Gattungen. Der akademisch nahezu überstrapazierte Einwand der sozialen Wünschbarkeit ist natürlich bekannt, spielt aber bei der Antwort nach der Mediennutzung eine geringere Rolle als angenommen. Nicht jeder Befragte hält es für prestigeträchtig, „Tagesschau“ zu sehen oder „Die Zeit“ zu lesen. Erstaunlicherweise wird das Thema Online-Kommunikation von Roessing und damit wohl auch in den Arbeiten zur Schweigespirale so gut wie gar nicht thematisiert

Das ist vielleicht nur ein Indikator dafür, dass die Schweigespirale nicht so ganz in der Gegenwart angekommen zu sein scheint, zumindest in der deutschen. Auffallend ist an der Auswahl der vorgestellten Arbeiten schon, dass im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrtausends offensichtlich nichts oder nichts wirklich Erwähnenswertes zu dem Thema veröffentlicht wurde. Und es drängt sich die Frage auf, inwieweit das Konzept der Schweigespirale noch greift in einer Gesellschaft, in der wertgela-

dene Polarisierungen gerade im politischen Bereich kaum noch beobachtbar sind. Wenn sich Menschen nicht zu einer politischen Partei bekennen mögen, kann das heute durchaus weniger an Isolationsfurcht als an schlichter Interesselosigkeit liegen. Die steigende Zahl der Nichtwähler und der sinkende Anteil der Politikinteressierten gerade bei Jüngeren deuten in diese Richtung. Die von Roessing vorgestellte Studie zur Volkszählung von 1990 gibt da durchaus einen Hinweis, wenn man sich die mangelnde Redebereitschaft der Personen ansieht, die kein Urteil zur Meinungsverteilung abgeben können.

Roessing liefert einen breiten und bemerkenswerten Überblick über die akademische Forschung zu dem Thema. Er hat ebenfalls einen Ausblick auf mögliche weitere Forschung gegeben. Man wünscht sich da etwas mehr Pragmatismus und Nutzen bereits bestehender Quellen, z. B. aus der Medienforschung, und etwas weniger theoretisches Räsonnieren.

Anna-Maria Deisenberg, München